

"Wem gehört...?"

Autor(en): **Honig, Kilian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 27

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Wem gehört...?“

Von Kilian Honig

Es handelt sich um den Hund Pluto meines Busenfreundes Emil Schlumbrich. Nicht umsonst bezeichne ich unser Verhältnis als Busenfreundschaft, denn Emil ist imstande, seine letzten zwei Franken à fonds perdu mit mir zu teilen, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn ... aber ich wollte Ihnen ja etwas über Pluto berichten.

Ich bin leider kein Hundekenner. Ich unterscheide mit Mühe einen Windhund von einer Bulldogge. Jedenfalls wird mir, wenn ich an Pluto denke, die Wahl schwer, betreffend seiner Abstammung dieses oder jenes bestimmt zu behaupten, und ich könnte mich am liebsten darauf einigen, das gute Vieh sei so eine Art Mestize oder Mulatte. Dass seine Rasse nicht ganz rein ist, wird schon durch das Verhalten Emils bewiesen, der je und je darauf verzichtet, Pluto an Hundeausstellungen zu schicken, trotzdem der Hund eine goldene Seele besitzt. Sie spiegelt sich auf seinem Hundeangeseht und ist gleichsam der Abdruck der Laune meines Freundes, jawohl: der liebe Kerl, nämlich der Hund, stellt sich seelisch genau auf das Seelische seines Herrn ein, und wenn ich ihm, nämlich dem Herrn, einen Besuch machen will, und treffe Pluto vor der Türe oder im Hofe, dann lese ich wie von einem Thermometer die Stimmung Emils ab und entschlüsse mich vielleicht, drei Tage später wiederzukommen und den Besuch momentan lieber aufzugeben. Denn Pluto macht dann nicht allein ein verächtliches, sondern ein geradezu bedrohliches Gesicht, und für einen Menschen, dem seine Manichäer nachlaufen, muss so ein Pluto sicher ein Kapital aufwiegen ...

Entschlossen ist er immer, der gute Hund, er ist kein Automat und kein Politiker. Sprechen tut er nicht viel. Er überlässt er den Gassenkläffern, die er wie ein Aristokrat achtet — es wagt sich auch keiner an ihn heran. Er kann auch verschiedene Kunststücke, er springt elegant, trägt ein Körbchen mit Eiern, ohne sie zu zerschlagen, applaudiert, was man nur will, und wir geben ihm zum Applaudium nicht selten eine Pfeife oder gar eine deutsche Zigarre in den viereckigen Mund.

Aber ich wollte Ihnen etwas von Pluto erzählen, ich hatte gar nicht im Sinne seine Fähigkeiten, an denen niemand zweifelt, der ihn mal sieht, zu schildern.

Nun, ich hatte Gründe, für einige Zeit „verreist“ zu sein. Kein Mensch hatte Zutritt in meine Wohnung. Nicht einmal meinen lieben Emil Schlumbrich hätte ich zu mir gelassen, als er gestern anklopfte und meine Frau voller Boshaftigkeit befragte, ob ich etwa ein Drama mache. Ich habe nämlich als Tertianer einst eines gemacht — und wenn wir mal recht lustig sind, so lesen wir daraus vor, trotzdem mir der Herr Deutschprofessor Doktor Heinrich Staudenmeier eine Eins dafür gegeben hat ...

Während also meine Frau sanft errötend Emil Schlumbrich belog, schlüpfte Pluto kurzweils zur Haustür hinein, sprang an die Türfalle und gab durch einen Winsellaut bekannt, dass er mich gesund und wohl angetroffen habe. Ich legte meinen Stumpen auf das Rauchsälchen, um den mich liebkosenden Hund weder zu brennen, noch Gefahr zu laufen, dass mir das Tier den glimmenden Stengel aus dem Munde werfe, und so der Pseudobelutschistan beschädigt werde — aber der Hund fasste meine Bewegung nicht richtig auf: im Nu hatte er den Stumpen gepackt und sich damit aus dem Staube gemacht zu seinem Herrn.

„Wem gehört dieser Stumpen?“ hörte ich ihn meine Frau mit verdächtigem Räuspern fragen, und da hielt ich es für gescheidter, ärgerlich zur Tür hinauszurufen: „So komm doch in drei Teufels Namen mal herein!“ was Emil denn auch ohne weiteres mit einem Gesichte wie ein sieghafter Toreador tat.

Auch Pluto kam wieder, sein Wedeln mit dem gestumpften Schwänzchen verriet seine Freude, zweien Menschen, die sich so lange nicht mehr sahen, zu einem Zusammentreffen verholten zu haben, kraft seiner Intelligenz.

„Was machst du ums Himmelswillen eigentlich?“ fragte mein Freund, indem er in meiner Bude herumschnüffelte. „Wie ich sehe, schreibst du doch nicht an einem Drama ...“

„Man hat auch sonst etwa Gründe, sich zurückzuziehen“, entgegnete ich ausweichend.

„Was hast du für Gründe?“

Der will mir offenbar auf den Zahn fühlen, dachte ich. „Ja, man könnte zum Beispiel Kopfschmerzen haben, oder — beziehungsweise — ich meine — wie gesagt — natürlich nur ganz im allgemeinen.“

Pluto hatte sich indessen an meinem Papierkorb zu schaffen gemacht. Es musste dort noch ein Stücklein Wursthaut liegen. Er schmiss den Korb mit Geräusch um, dass die Papierfetzen stoben, und uns zu Füßen kam ein Kalender zu liegen, den ich zerrissen hatte.

Emil Schlumbrich gab seinem Hundevieh den nachdrücklichen Rat, in eine andere Ecke zu sitzen, und sich nicht in die Papierkorbangelegenheiten anderer Menschen zu mischen, auch wenn dies Freunde seien.

Dann aber zog er denselben Kalender, dessen Trümmer er eben sorgsam wieder in den Korb gestossen hatte, aus der Buserentasche, schaute mich ernst an, etwa wie ein Arzt, der ein psychiatrisches Gutachten über einen Patienten abzugeben hat, und sprach, ruhig und sachlich, auf den Kalender klopfend: „Du! — da drin — ist das von dir?“

„Was?“ tat ich dergleichen, aber er hatte schon gemerkt, dass es von mir war.

„Wann hast du das verbrochen?“ fragte er.

Ich war geknickt. „Herrgott, ich schrieb es vor Jahren in einer schwachen Stunde. Glaubte es längst verschollen, schickte es einst einer Agentur ein. Nun schaue ich es an und frage mich, ob es wirklich ich, Kilian Honig sei, der den Schmarren geschrieben habe.“

Da Schlumbrich teilnehmend nickte, wurde ich redeselig. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, ihm mein betrübtes Herz auszuschütten.

„Ja, ich frage mich: Wem gehört dieses Gedicht? Gehört es wirklich mir? Aber es fragen mich alle Leute — das heisst — ich dachte wenigstens, es würden mich alle Leute fragen — und nun weisst du auch, lieber Emil, warum ich plötzlich unsichtbar geworden bin: ich schäme mich wie ein Schulbub!“

Die letzten Worte klangen immer ernster. Das musste dem Pluto aufgefallen sein, er begleitete meine Rede mit leisem Knurren, und wie ich eben „Schulbub“ sagte, quittierte er das Wort mit einem knappen, prägnanten, und darum höchst wirkungsvollen „Wau!“, was unsere Aufmerksamkeit wieder auf ihn lenkte.

Schlumbrich tätschelte dem Hunde beruhigend die Seiten, und dann belehrte er mich: „Du bist ein Dummerian, dich wegen der Bagatelle einzuschliessen. Zum Donnerwetter, hättest du nicht sagen können, das Geschreibsel sei nicht von dir, wenn dich jemand gefragt hätte! Es gibt noch andere Kiliane und anderen Honig!“ (Was ich nicht bestritt!)

Hierauf erzählte er mir eine Szene, die mir vor Augen führen sollte, wie man das kaltblütig macht:

Das war im Juli, da ging Emil Schlumbrich mit Pluto promenieren. Sie kamen auf dem Markte vorüber, wo zahlreiche Bäuerinnen ganze Weidekörbe voller schöner Kirschen feilhielten.

Währenddem nun Emil in seiner Westentasche mit Daumen und Zeigefinger Nachschau hielt, ob er sich von den süßen Früchten ein Kilo erstehen könne (denn in der Westentasche hat Schlumbrich stets seine Geldreserve verborgen), trabte Pluto verächtlich an einen der Körbe heran, beschnüffelte ihn ein Weilchen und hob dann, wie Hunde etwa zu tun pflegen, ein Bein ...

Die Bäuerin, der die im Korbe liegenden Kirschen gehörten, schrie und gestikuliert unzweideutig.

Emil Schlumbrich jedoch verlor seine Geistesgegenwart nicht. Er fragte kalt, mit der Stimme eines heiseren Betriebsbeamten:

„Wem gehört dieses eklige Hundevieh?“

Pluto, verblüfft und erschrocken ob der Stimme seines Herrn, führte seine Absicht nicht aus. Vielmehr zog er

seinen Schwanzstump ein und bewegte sich, wie ein gescholtene Kind misstrauisch sich umblickend, in der Hintergrund des Platzes.

Und sein Besitzer, gerührt, dass ihn sein Hund durch kein Zeichen verraten und ohne weiteres verstanden hatte, entschloss sich, auf das Kilo Kirschen zu verzichten, und für das Geld seinem Pluto eine Wurst zu kaufen ...

Ich habe mir nun fest vorgenommen, mir bei nächster Gelegenheit einen Hund zu erstehen. „Kilian“ werde ich ihn taufen. Und bringt mir dann jemand schlechte Verse von mir, so werde ich sagen, ich sei der Autor nicht, und mit einem Seitenblicke werde ich meinen Hund fragen: „Kilian, gehören sie dir? Verbrichst du solches Zeug?“

Hoffentlich wird er mich nicht verraten. Gerne kaufe ich ihm alsdann dafür eine Wurst ...

Der Zug hält an der Grenzstation

Von H. Schmidt-Ellrich.

Als der Zug mitten in der Nacht in dem kleinen Grenzort einfuhr, wurde er von etwa zehn Zollbeamten angesprungen, die ihn auf der schwacherleuchteten Station erwartet hatten, wie Raubtiere ihre Beute. Wäre man nicht in einem zivilisierten Lande der westlichen Halbkugel gewesen, man hätte auch an Räuber denken können, die friedliche Verkehrszeuge zum Halten bringen, um ahnungslose Reisende zu überfallen. So aber sah es gefährlicher aus als es war: Es war ja eine staatlich genehmigte Kontrolle, die von allen erwartet worden war, und nur Leute, deren Gewissen nicht ganz rein sein mochte, hatten sie zu fürchten. — Aber es ist merkwürdig damit: ein wenig Bange wird auch dem Unschuldigsten, ein undeutliches Gefühl von Romantik und Gefahr, von Aussergewöhnlichem und Drohendem beschleicht den abgebrühtesten Reisenden.

Zwar, wenn man sich das Gesicht eines dieser Beamten unter der Mütze näher ansah, so ein klares, offenes, gutes Menschengesicht, wie das des jungen Zöllners, der da in unser Abteil trat und uns musterte, dann konnte man nicht an Schlimmes glauben, und auch seine Frage, ob wir etwas zu verzollen hätten, stellte er eher sanft, so als ob es ihm leid täte, unsere Nachtruhe zu unterbrechen; denn wir schauten ihm ein bisschen schläfrig und halb ausgestreckt entgegen.

Ausser uns gab es nur noch zwei Herren im Abteil. Wir waren ihnen nicht hold, denn sie hatten uns die Fensterplätze weggeschnappt, und ihretwegen hatten wir das Licht nicht verdunkeln dürfen, um ruhig schlafen zu können. Etwa eine halbe Stunde vor der Grenze hatten sie das Klappschlein am Fenster aufgeschlagen und spielten Schach. Sie waren sehr vertieft in ihr Spiel. Der eine, ein schwarzer bärtiger, hatte die Stirn in die Hände vergraben und schien sich den Kopf zu zerbrechen, wie er jetzt wohl ziehen müsse, um seinen Gegner zu schlagen. Dieser trommelte nervös mit den Fingern an die Fensterscheibe, als fühle er, dass ihm sein Partner auf die Schliche seines wohlgedachten Planes gekommen sei. Dazwischen wischte er sich mit einem feinen Seidentuche das hagere Gesicht und zog, wenn sein Gegner sich zum Zuge entschlossen hatte, kühn von neuem einen Stein.

Dem jungen Beamten war es sichtlich peinlich, diese Spielversunkenheit stören zu müssen. Halb zögernd, halb interessiert trat er näher: „Haben die Herren etwas zu verzollen?“ — Er hatte, scheint's, Verständnis für solche Leidenschaften. Fast glaubte man ihm anzusehen, wie gern auch er so ein Spielchen gemacht hätte, statt seinen undankbaren nächtlichen Dienst zu versehen.

Auf die Frage schüttelten beide Spieler energisch den Kopf, der eine, vertieft, liess seinen Kopf los und zeigte, grossartig und unwillig zugleich, nach oben, zum Gepäcknetz, wo zwei elegante Lederkoffer sich breitmachten, so als wolle er sagen, es stehe dem Beamten ja frei, sich selbst zu überzeugen, indes bitte er, im Spiel nicht gestört zu werden.

Der Beamte schickte einen prüfenden Blick jener Handbewegung nach, zog die Stirn kraus und wandte sich dem Spielbrett zu, das ihn mehr zu interessieren schien als alle verzollbaren Sachen der Welt. Augenscheinlich war er ein Kenner.

Auch wir begannen uns mit ihm für das Spiel, das soviel ernste Aufmerksamkeit erforderte, zu interessieren, statt lediglich für die Spieler wie bisher, und rückten näher, um den kleinen Zuschauerkreis zu vervollständigen. Aber was sahen wir! Was war das für ein seltsames Spiel! Da standen die Könige nebeneinander, friedlich, ohne sich etwas zu tun, da liefen die schwarzen Läufer beide auf schwarzem Feld. Der weisse König ausserdem stand von mehreren Seiten im Schach, ohne sich etwas daraus zu machen, und eben fasste der Bärtige den Springer seines Gegners und machte mit ihm einen Satz über fünf Nebenfelder hinweg, einen höchstens doch der Königin würdigen Satz, und liess sich in einem Gefahrenfeld erster Ordnung nieder. Fürwahr ein erstaunliches Spiel, das da vor sich ging!

Auch der Zöllner schien das zu finden. Denn plötzlich griff er mit energischer Hand mitten in das Gewirr der Figuren und erfasste die schwarze Dame, die schutzlos den grässlichsten Gefahren ausgesetzt war.

Die Spieler fuhren auf: „Sie! Was fällt Ihnen ein, was erlauben Sie sich! Unser Spiel zu stören!“

Der Beamte machte eine beschwichtigende Geste wie ein Dirigent, dem die Trompete zu laut bläst. In der andern Hand ruhte die schwarze Dame von ihren Strapazen aus. Er wog sie prüfend, sie war schwer; aber es gibt ja derlei Schachfiguren, die mit Blei gefüllt sind, damit sie besser stehen. Er fasste sie um die Taille. Sie war hübsch geschmitten, mit zackiger Krone, glänzend lackiert. Er griff nach dem König und hielt ihn sich dicht vor die Augen, als wolle er ihm unter die Krone schauen.

Die beiden Herren, wir alle, schauten ihm entgeistert zu, wie er langsam ein wenig den Kopf des Königs zur Seite drehte. Es erschien ein Gewinde ... plötzlich leuchtete und blitzte es dem Staunenden entgegen: ein Diamant von herrlichem Feuer lag in seiner Hand ... — Da lenkte uns ein Klirren von diesem fesselnden Schauspiel ab. Der eine